

# Illustriertes Sonntags-Blatt

1913. \* Nr. 16

Beilage zur  
**Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung**  
 E. m. b. H., Daresalam.

## Die Herrin auf Wief.

Von F. Dalden.

(Fortsetzung.)

**N**och einmal lehnte ihr dunkler Kopf regungslos am Rahmen des kleinen Fensters. Draußen auf den Fliesen der Hausflur erklang ein fester, langsamer Schritt, sie achtete es nicht. Sie hob auch nicht den Blick, als nun die Küchentür mit leisem Knarren sich weiter öffnete.

„Bist du zurück, Marie?“ fragte sie nur; aber keine Antwort kam. Nun erst wandte sie sich um.

„Verzeihung! Ich habe die Freude, Fräulein Franzeska von Gramsow vor mir zu sehen?“ klang ihr eine gänzlich fremde Stimme entgegen. Sie machte hastig, wie erschreckt, zwei bis drei Schritte vorwärts und erkannte nun die hohe, breitschultrige Gestalt eines Mannes im Zwielicht des kleinen Korridors.

— „Mit wem habe —“

„Verzeihen Sie, mein Name ist — aber erkennen Sie mich denn wirklich nicht, Fräulein Franzeska!“ unterbrach er sich lachend.

Sie sah forschend in ein dunkelbärtiges Gesicht mit kühler Stirn und lustigen, etwas tiefliegenden Augen. Sie sann und sann. Unablässig prüfte ihr Blick die hohe Gestalt, es lag etwas Elegantes, entschieden Vornehmes in Haltung und Mienen, in der Art, wie er nun langsam den hellen, seidengefütterten Paletot zurückschlug. Den Handschuh der Rechten trug er in der herabhängenden Linken, und an dieser fein geformten Hand blieb ihr Auge haften.

„Ich hab's!“ lachte sie auf, mit dem melodischen Tonfall ihrer Stimme.

„Nun!“

„Onkel — Herr von Grabowsky!“ verbesserte sie schnell, leicht errötend.

„Da Sie dem alten Freunde ein so freundliches Andenken bewahrt haben, darf er doch auch die Rechte eines solchen beanspruchen, nicht wahr?“

„Gewiß!“ Und ohne Zögern legte sie die schmale Hand in seine ausgestreckte Rechte.

„Habe ich Sie sehr erschreckt, gnädiges Fräulein?“ fragte er, da sie nun vor ihm den schmalen Gang hinabschritt.

„Ja, sehr! Aber die Strafe war mir notwendig!“

„Und wofür, wenn ich fragen darf?“

„Für — für unnütze Gedanken!“ lachte das Mädchen und drückte die Hintertür auf.

„Nein, die Freude, die Freude! Grabowsky, alter Freund!“ wiederholte der alte Major noch einmal. „Also nur auf der Durchreise? Schade! Aber den Abend schenken Sie uns doch? Natürlich, keine Frage, was?“ drängte er lebhaft, während seine Gattin mit stillem Entsetzen an ihre leere Vorratskammer dachte.

Franz rechnete nie mit den Verhältnissen; wie in aller Welt sollte sie jetzt noch ein Abendessen beschaffen. Sie winkte Cessa zu sich heran, und nach und nach kehrte das Lächeln auf ihr Gesicht zurück. Die drei Nischen Krammetsvögel, die sie vor kurzem zum Geburtstag erhalten, an die hatte sie gar nicht gedacht.

„Geh, hier der Schlüssel! Du weißt schon, Müdesheimer Berg, wir wollen doch anstoßen!“ wandte sich Papa Gramsow an das junge Mädchen. Wenige Minuten später funkelte goldklarer Wein in den grünlich zarten Gläsern, von denen sogar Klein-Lisa eins erhalten hatte.

„Also Haus Gramsow! Das sei mein erster Schluck!“ begann der Gast.

„Ein herzlich Willkommen der unsere!“ setzte Major von Gramsow hinzu. Hell klangen die Gläser zusammen, hinaus in den stillen Abend.

„Auf die Freundschaft!“ und der Rittmeister lächelte fein, als sein Glas das von Cessa berührte.

Man blieb sehr lange zusammen an diesem Abend. Cessa hatte mit Hilfe einiger Konserven ein Abendbrot hervorgezaubert, und den runden Tisch mit dem ihr eigenen Geschmack geordnet. Es fehlte nichts auf der kleinen Tafel, von den goldenen Eiermesserchen mit Meißener Griff bis zu den silberköpfigen Worten. Was Cessa einmal in die Hand nahm, gelang, das wußte Frau von Gramsow, und so nahm sie unbesorgt an dem Gespräch der beiden Herren teil.

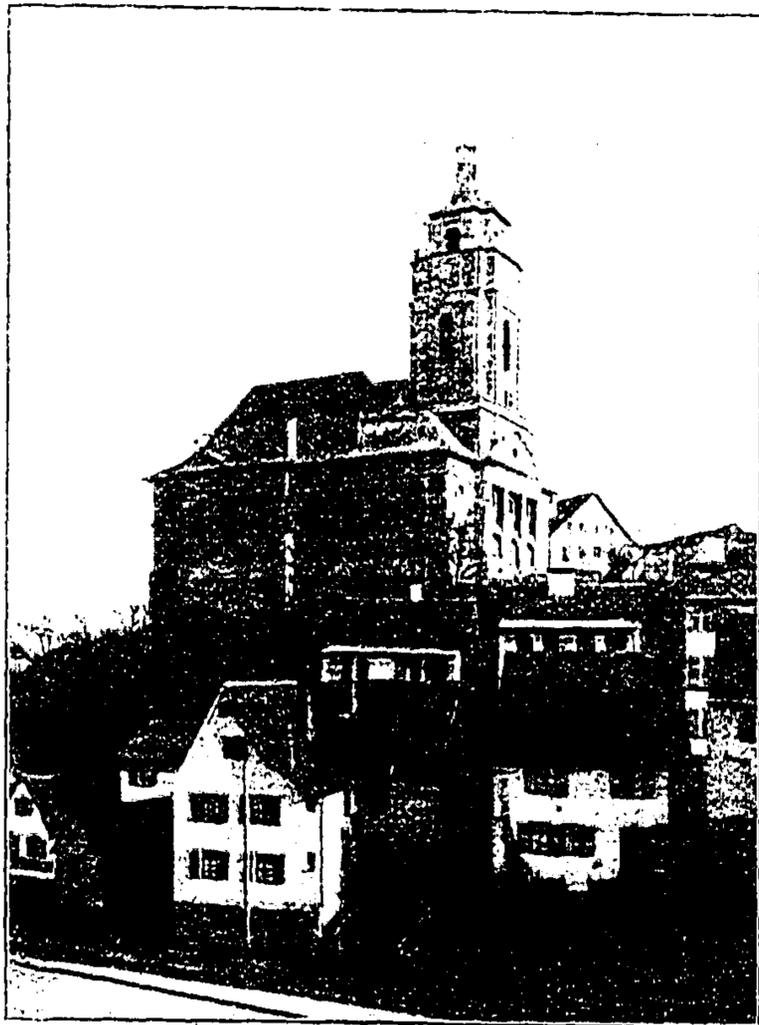
Der Rittmeister war ein einstiger Regimentskamerad des alten Gramsow, nur mit dem Unterschied, daß dieser ein alter Mann geworden, während Grabowsky sich noch in den besten Jahren befand oder zu befinden schien. Er gehörte zu denen, deren Aussehen das Alter schwer bestimmen läßt. Die frischen Bewegungen, die gerade, aufrechte Gestalt, der flott gewirbelte, nur wenig melierte Schnurrbart ließ ihn jünger erscheinen, während er sich bereits in der ersten Hälfte der Fünfziger befand.

Noch vor Gramsow, da er kaum zum Rittmeister befördert war, quittierte Grabowsky den Dienst, um sich auf seinem Landsitz von der ewigen

Plagerei auszuruhen. Sehr oft und gern wurde er im Gramsowschen Hause willkommen geheißen, bis dann der plötzliche Abschied des Majors dem allen ein Ende machte.

„Onkel Grabowsky!“ nannten ihn die kleinen Töchter des Majors, denen er stets irgend ein Spielzeug mitbrachte.

Cessa war damals elf Jahre gewesen. Später in der Pension hatte man sie tüchtig geneckt mit ihrer Schwärmerei, und als sie dann endlich heimkehrte, hatte der alte Freund ihrer Kinder-



Die neue Kirche in Stuttgart-Gaisburg. (Mit Text.)

tage bereits seinen Abschied eingereicht und die Garnison verlassen. Und die Jahre waren dahingerauscht. Aus dem jungen kaum erwachsenen Geschöpfchen war ein ernstes, schönes Mädchen geworden, mehr und mehr war die Erinnerung an den alten Freund geschwunden — sie hatte ihn vergessen. Und heute sah sie ihn wieder, nach ganzen zwölf Jahren! Er hatte sich verändert, sehr sogar. Sie hatte ein so ganz anderes Bild von ihm in der Erinnerung gehabt, vielleicht schon durch die leuchtende Dragoneruniform, die er damals noch getragen. Und dann war auch sein Haar dunkler und voller gewesen, nicht so dünn, nicht so glatt anliegend über den kahlen Schläfen. —

„Es ist serviert!“ meldete das kleine Dienstmädchen.

Mit galanter Verbeugung bot Grabowsky Klein-Lisa den Arm, und sie schritt neben ihm über den Rasenplatz in ihrem kurzen Kleidchen, mit der Würde einer Königin, während Herr und Frau von Gramsow lachend folgten.

Es ging sehr fröhlich zu an jenem Abend, und es war lange Zeit her, daß Cessa so herzlich gelacht, daß ihre ersten Augen so heiter gestrahlt hatten.

„Sing uns ein Lied, Cessa, und zier' dich nicht!“ bat ihr Vater, als der Gast Miene zum Aufbruch machte.

„Sie singen, Fräulein Franzeska?“ hatte Grabowsky staunend gefragt.

„Ein wenig!“ Damit war sie in das Nebenzimmer an das kleine Piano getreten.

Weit offen standen die Fenster in dem erhellten Zimmer. Von außen schwellte die Nachtluft herein, kein Luftzug durchwehte die Wipfel, nur die Sterne funkelten groß, kalt und starr. Eine Motte stieß jurend herein, über Cessa hinweg den Armlampen zu, die sie soeben entzündet hatte.

Sie griff einige einleitende Akkorde und begann:

Aus des Nachbarns Haus  
Trat mein Lieb heraus,  
Hielt ein Köselein in der Hand!  
Und ich stand am Baum,  
Komm! nicht satt mich schaum,  
Nicht ein Wort zum Gruß ich fand!“

Sie sang gut, sie wußte es. Vielleicht war es der ungewohnte Genuß des edlen Weines, der ihr das Blut schneller als sonst zum Herzen trieb.

Grabowsky lehnte weit zurück in einem tiefen Sessel. Hob er den Blick, dann sah er vom Spiegel zurückgeworfen ein feines, dunkellocktes Mädchenprofil, einen schneeigen Hals, der sich unter dem Spitzengeriesel des tiefen Ausschnittes leicht hob und senkte.

Sie hatte eben die zweite Strophe begonnen, da brach sie plötzlich ab.

„Was ist?“ rief der Rittmeister, sich eilig erhebend.

„Ach, nur der dumme Schmetterling, er fiel mir jaust auf die Hand, — da ist er!“

„Armes Tierchen, er hat sich die Flügel verbrannt!“ meinte der alte Major, der auch hinzugekommen war.

„Siehst du das jetzt erst, Papa?“ lachte das schöne Mädchen und schob die Noten zusammen.

Eine Stunde später war es dunkel in dem kleinen Haus, nur in dem Wiebelstübchen Cessas schimmerte noch Licht. Sie saß noch immer angekleidet auf dem Rand ihres Bettes, die halbwellen Rosen zerzupfend, die sie bis vor kurzem am Kleid getragen. Wie schön mußte es sein, zu leben, so wie es ihrer Jugend zukam!

Ein Schimmer davon war ihr aufgegangen, angeregt durch die bewundernden Blicke, die ihr zum ersten Male das Auge eines Mannes gezollt. Sie preßte plötzlich die Hand gegen ihr Herz. Wie das pochte und glühte unter dem leichten Kleid — und hastig aufspringend trat sie an das kleine geöffnete Fenster.

Die Luft, die sie einzog, war immer noch lau, duftgesättigt, kein Windhauch hob die mondunflössenen Wipfel, nur die Sterne funkelten groß und starr; aber sie dünkten ihr noch leuchtender, strahlender als sonst.

„Glück! — Ich möchte es kennen lernen und — leben“, murmelte sie halblaut, und ihr Blick wurde sehrend und groß. Eine Sternschnuppe stob schimmernd vorüber, und sie starrte hinauf, lange, lange, ein wortloses Gebet auf den Lippen, einen Schrei im Herzen — einen Sehnsuchtschrei nach Glück.

In dem freundlichen Gastzimmer im ersten Stock, das der Lindenwirt seinem vornehmen Gast hatte anweisen lassen, lehnte der Rittmeister in den Nissen eines steifledernen Sofas. Die Fenster der mäßig hohen Stube standen weit offen, dennoch füllte drückende Schwüle das kleine Gemach. In kurzen, abgerissenen Schlägen verkündete die nahe Turmuhr den Ablauf einer Stunde. Er sah nach der goldenen Remontoir, sie wies auf zwei.

Gleich den anderen Tag mit dem ersten Zug hatte er weiter gewollt, um noch vor Mittag Berlin zu erreichen; nun war es plötzlich anders geworden. Er hatte den silberbeschlagenen Hand-

offer vollständig ausgepackt, wiewohl er sich heilig gelobt hatte, nur eine Nacht in dem erbärmlichen Nest zubringen zu wollen. Nun sah er mit einem Schlag all seine Pläne zunichte gemacht. Durch wen? — Durch sich selbst? — Ja, und doch wieder nein. Der alte Gramsow trug die Schuld, der hatte ihn zu dem morgigen stattfindenden Frühstücken im „Klub“ überredet, wo er gerade auch alte Kameraden aus „der Zeit der Rosen“ wiederfinden würde. Und dann war die Majorin dazu gekommen und hatte ihn veranlaßt, daß es sich doch mit dem Abendzug viel besser reisen lassen würde, und wie reizend es wäre, wenn er morgen noch ein einfaches Mahl bei ihr einnehmen wollte. Und er hatte gezögert, Verpflichtungen vorgeschützt, bis — plötzlich sein Auge dem leuchtenden, strahlenden Franzeska begegnet war.

„Ich nehme Ihren Vorschlag mit Freuden an, meine geliebte Frau“, hatte da seine hastige Antwort gelautet.

Er stand plötzlich auf, um Mirrend das Fenster zuzuerien. „Es ist besser, wir gehen schlafen, alter Justus“, meinte er ironisch lächelnd vor sich hin. „Du beginnst Träume zu träumen, wie ein verliebter Anabe.“

Aber auf dem Wege zum Altoven blieb er noch einmal stehen, dicht vor dem schmalen Pfeilerspiegel.

Der Schein der Kerze, die er in Händen hielt, flackerte über sein blaßes, markiertes Gesicht, dem das leise Lächeln jetzt einen blasierten Ausdruck verlieh. Er ordnete mit der freien Hand das Haar über den kahlen Schläfen, und der sarkastische Zug um Mund und Nase verschärfte sich.

„Ich würde dich nicht kaufen, Justus von Grabowsky, selbst nicht um den Preis einer halben Million!“ Und halblachend trat er zurück.

Der andere Morgen war angebrochen, ein köstlicher, sonniger Julitag. Eine Lerche stieg trillernd auf in die blaue Luft — wie war sie schön, die Welt. Oder erschien sie ihr heute nur so wonnig, ihr allein? dachte Cessa, und senkte ihr Gesicht in den Strauß duftender Rosen, den sie in Händen hielt.

Vor wenigen Minuten hatte sie ihn von Grabowsky empfangen, „als Tribut für das schöne Rosenlied von gestern Abend!“ wie er lächelnd beigelegt hatte.

Einer der halb geöffneten blaßgelben Kelche duftete vorn am Ausschnitt ihres Kleides, die übrigen stellte sie vorsichtig in die Blumenchale ihres Fensters. Unwillkürlich flog ihr Blick die kleine schmale Straße hinab, und ein Lächeln umspielte ihren Mund, als sie ihres Vaters und Grabowskys ansichtig wurde, die eben in der Tür des Klublokals verschwanden.

„Sie sind zu Mumüller, Mama; da werden wir vor drei Uhr kaum zu Tisch gehen!“ — Damit trat sie in die kleine Speisekammer, wo Frau von Gramsow mit dem Füllen einiger Kompottschalen beschäftigt war.

Sehr fidel kehrten der alte Major und sein Gast zurück. Mit leicht geröteten Wangen und erleichtertem Herzen hatte Cessa das Dessert aufgetragen, nachdem das kleine Menu unadelhaft vom Stapel gelaufen war. — Die Dämmerung, eine rosige, vergoldete Dämmerung war der schwülen Glut des Tages gefolgt, da endlich brach man die lebhafteste Unterhaltung ab, um im Garten den Kaffee zu trinken.

„Wo nur Lisa wieder steckt?“ unterbrach Cessa die sekundenlange Pause.

„Wahrscheinlich bei Steinkirchen!“ meinte Frau von Gramsow. „Der Freund und Gönner meiner Jüngsten!“ fügte der alte Major lächelnd hinzu und steckte eine neue Zigarre in Brand.

„Ich will doch lieber mal nach ihr sehen.“ Cessa warf die bunte Seidenstickerei auf den nächsten Stuhl und erwiderte.

Wie befreit atmete sie auf, da sie nun den schmalen Pfad den Rasenplätzen entlang hinabschritt. Einen flüchtigen Blick warf sie nach der Mauer hinüber, wo Lisa im weißen Kleid thronend, mit kindlicher Wichtigkeit dem alten Freund die Ereignisse des gestrigen Tages schilderte; aber hastig weiterschreitend, kehrte Cessa nicht auf ihren Platz am Kaffeetisch zurück.

Die Luft dort drüben unter den blühenden Linden hatte ihr so schwer und schwül gedünkt, der Kopf schmerzte ihr von dem süßlichen Duft, der den gelbweißen Blüten entquollen war, und ihr Herz... Ja, was war das nur, dies ungestüme Bohren und Hämmern, das ihr beinahe den Atem benahm, was davon auch der Lindenduft schuld?

Sie hatte den kleinen verschwiegenen Platz tief unten im Garten erreicht und lehnte sich nun stützend gegen die kleine Bank. Unter ihr gurgelte der Fluß. Es wehte kühl herauf von den klaffenden Bohlen, und kühl wehte es über ihr in den düster verzweigten Wipfeln.

„Also hierher zieht man sich zurück, wenn man nicht sein will und befreit von lästiger Gesellschaft!“ klang es leise von ihr herüber, und Grabowsky trat unter den Eingang der Laube.

„Treten Sie nicht ein! Es ist gefährlich, der Boden ist morisch!“ bat sie, sich hastig von der Bank erhebend.

„In der Tat! Ein etwas gefährlicher Lieblingsplatz!“ Und zurücktretend lehnte er sich wider die morsche Brüstung.

„O, mich trägt es schon!“ lachte sie leise auf und schritt nun langsam über die knarrenden Bretter zu ihm herüber.

„Wie schön, da kommt mein Freund, der Mond, bereits heraufgezogen, passen Sie auf, Herr Rittmeister, welche entzückendes Schauspiel sich Ihnen bieten wird!“

„Also auch ein Freund,“ wiederholte der Rittmeister, „und ein verschwiegener dazu, nicht wahr, Fräulein Cessa?“

Sie zuckte leicht zusammen bei der Kürzung ihres Namens. „Das ist er!“ nickte sie nur, während ihr Auge aufmerksam an den lichtgrauen Wolken hing, deren durchsichtigen Schleieren sich langsam die glänzende Scheibe entwand.

Den schlanken Oberkörper leicht vorgeneigt, die Rechte gegen die Brüstung gestützt, verharrte sie schweigend, im Anschauen der Naturspiele versunken. Er lehnte weiter zurück im Schatten der alten Buchen, und sein Auge hing trunken an dem reizenden Mädchenprofil, an der schlanken, vollen Gestalt.

„Sehen Sie da!“ rief sie, „liegt es nicht wie flüssiges Silber über dem Wasser, jeden Stein kann man erkennen!“

Sie trat plötzlich zurück in den Bereich des bläulich-magischen Lichtes, feenhaft lieblich hob sich das feine Mädchengesicht aus der Dunkel.

„Cessa!“ klang es halbblaut zu ihr herüber, und noch einmal „Cessa!“

Sie verharrte regungslos, atemlos auf derselben Stelle. Und stockend kam es herübergeflogen: Worte, halbblaute, stöhrende, veredelte Worte, eine Sprache, die gleich einer schönen Leidenschaftlich an ihr Ohr schlug. War das die Liebe, war das das Glück, wonach ihr Herz schrie, nach dem sie verlangt hatte, Jahre hindurch?

„Und nun sprechen Sie mein Urteil, Cessa, stoßen Sie mich zurück aus dem Himmel, den ich mir eben extrahiert habe.“

Zwundenlang blieb es still, dann kam es leise, zögernd von ihren Lippen: „Und wenn Sie nun nicht nur geträumt hätten, mein Freund?“

„Cessa!“ jubelte er auf, und sie an sich ziehend, küßte er wieder und wieder ihr Haar, ihre Lippen und Augen.

Die Uhr auf dem Mittelgebäude der Rehfeldschen Spinnerei schlug sechs. Und wie mit einem Zauberschlage ließen Hunderte von Händen die Arbeit sinken, ein leises Durcheinander von Frauen- und Männerstimmen brach das streng eingehaltene Schweigen. Der Feierabend hatte begonnen. Da strömten schon einige aus dem offenen Tor, Männer und Frauen, alte und junge, die Plekstaune oder ein Bündel in der Hand, ein täglich sich wiederholendes Bild. Nur des Sonntags standen sie still, die mächtigen Webmaschinen, die Webstühle und Winden, da lag der große, sauber gehaltene Hof vereinsamt inmitten der mächtigen, vielstnigen Gebäude, von denen die sich anschließende Hinterfront des Wohnhauses abstach. Just auf dieser Seite hatte die Kommerzienträtin ihre Zimmer gewählt. Die Aussicht auf die Fabrik, wo ihr Junge den ganzen Tag weilte, war ihr mehr wert als die auf den einsamen Park. Von einem der spitzenverhüllten Fenster war der Vorhang zurückgeschlagen und der hohe Flügel geöffnet. Weich strömte die Luft herein, und mit ihr zugleich das Lachen und Klaudern, das Rufen und Schreien des Arbeitervolks.

In dem geöffneten Fenster saß Lotte Gramsow, den blonden Kopf in die Hand gestützt, ein loses Briefblatt in der herabhängenden Rechten. Jenwärts, am Ende des länglich-runden kleinen Gemaches, wurde die Portiere zurückgeschlagen, eine stierliche Frauengestalt trat über die Schwelle. Schwere reiche Frauenkoffe umwogten jeden ihrer Schritte, mit denen sie nun unbemerkt dicht an das junge Mädchen herantrat.

„Sie sehen blaß aus, Kind! Haben Sie schlechte Nachrichten?“

„Im Gegenteil, Frau Kommerzienträtin, sehr frohe!“ entgegnete lebhaft das junge Mädchen, „meine Schwester hat sich verlobt.“

„Ah, die schöne Cessa?“ klang es heiter zurück.

„Ja, mit einem Freund meines Vaters, einem Rittmeister von Wrabowsky. Ich begreife es nicht!“ setzte sie langsam hinzu.

„Das will ich meinen, Fräulein Lotte, solch ein Glück kommt doch manchmal ganz plötzlich über Nacht!“

„Ein Glück?“ kam es herb über Lottes Lippen. „Ihr Vater könnte er sein!“

„Ihren Augenblick blieb es still in dem hohen, vornehmen Raum. „Und darum sollte es kein Glück sein, denken Sie? Nur weil er gewiß ist an Jahren, darum?“

Das Mädchen schwieg. Drunten im Hof schlug dröhnend eine Tür auf: sie sah hinab, um gleich darauf grüßend den Kopf zu senken. Aber das feine Gesicht der Kommerzienträtin huschte ein

Lächeln, auch sie nickte eifrig hinab, dem jungen, hochgewachsenen Manne zu, der sich soeben noch einmal grüßend rückwärts wandte.

„So spät schon! Hermann wird gleich oben sein, da muß ich doch mal schnell nach den Forellen sehen!“ Und eilig verließ die Kommerzienträtin das Zimmer.

Lotte war allein. Sie sah hinaus in den sonnendurchfluteten Abend, den Schwalben nach, die dicht an ihr vorüberflogen mit ihrem kurzen Jubelschrei. Kein Lüftchen hob die schwere, duftgetränkte Luft.

„Guten Abend, Fräulein von Gramsow! Nun, war es ein guter Brief, den ich Ihnen heute nachmittag herausschickte?“

Der Sprecher, ein hochgewachsener junger Mann, trat langsam näher.

„Ein sehr guter sogar, Herr Rehfeld! Er enthielt die Verlobung meiner Schwester.“

„Ah, gratuliere, freue mich in der Tat, Fräulein von Gramsow!“

Damit hielt Herr Rehfeld junior seine große, wohlgepflegte Rechte dem jungen Mädchen entgegen.

Fast behutsam umschloß er die feinen Finger, die sich sekundenlang hineinlegten, dann nahm er in einem in der Nähe stehenden Fauteuil Platz. Das Licht des sinkenden Tages lag voll auf seinem Gesicht, auf der breiten, hohen Stirn, unter der die Augen so ehelich, so offen hinausgesehen in die Welt.

„Also verlobt ist das Fräulein Schwester . . . ! Da wird ihr Vater Sie zurückverlangen, die leere Stelle zu ersetzen!“ meinte nach einer Pause der junge Fabrikherr und betrachtete angelegentlich seine hübschen Hände.

„Ich Cessa ersetzen?“ wiederholte das junge Mädchen und lachte auf.

Es war ein reizendes Lachen. Er kannte es wohl, und er hörte es so gern. So war noch nie gelacht worden in dem alten Haus der Rehfelds, wenigstens so lange er sich erinnern konnte. Dieser helle, perlende Ton hatte ihn begrüßt am Abend seiner Ankunft und war ihm im Ohr haften geblieben. Manchmal beim Arbeiten vor dem hohen Stehpult im Kontor, wo man nichts vernahm als das Rascheln der Papierbogen, das Kraken der Federkiele, das einformige Tack-Tack der großen Remonteuruhr, mitten hinein in das Addieren und Subtrahieren der endlosen Zahlenreihen, da vermeinte er plötzlich das kurze, süße Gelächern zu vernehmen, und wie hingenzaubert tauchte dazu ein Mädchenkopf auf, blaß, vornehm, mit einem eigensinnigen Näschen unter zwei tiefblauen Augen.

„Daran habe ich noch gar nicht gedacht,“ fuhr sie ernst werdend fort, „es wäre entsetzlich!“ Und ihr Blick flog hinaus in die sonnergoldete Dämmerung, weiter, weiter! -- Sie sah sich plötzlich zurückversetzt in das einformige Leben daheim, in die engen Räume, die kleinen Verhältnisse.

„Was wäre entsetzlich, Fräulein von Gramsow?“ klang es zu ihr auf.

„Wenn ich zurück müßte!“ murmelte sie in sich hinein.

Der Diener brachte die zierliche Stehlampe und schloß die Läden, während Lotte sich erhob. Sie sah reizend aus in dem hellen, großblumigen Kleid, wie sie leichten Schrittes hinübereilte, der Herrin des traulichen Raumes entgegen.

„Ich hab' unten im Gartenzimmer servieren lassen! Es ist dir doch recht, mein Junge?“

„Gewiß, Mama!“ Und der große Mann bog sich nieder und führte die schmale Frauenhand an die Lippen.

„Aber Fräulein Lotte, was ist Ihnen nur? Hermann, hat ihr ein Glas Cherry, damit sie die blassen Wangen verliert!“ Und die Kommerzienträtin legte den Arm um die Schultern des jungen Mädchens und zog es neben sich.

„Sie sind so gut zu mir, so gut“, sagte Lotte innig vor sich hin.

„Und Sie sind ein Kind!“ Die alte Dame bog sich nieder zu dem blassen Mädchen und streichelte ihr das Haar.

„So -- nun können wir gleich mal anstoßen auf den neuen Schwager, Fräulein von Gramsow!“ scholl es heiter, und der junge Fabrikherr präsentierte eigenhändig den braungoldig schimmernden Trank. „Auf die junge Braut.“

Die drei Gläser klangen zusammen, ein feiner, klarer Ton, und dann trank Lotte auf einen Zug den ganzen, süßduftenden Inhalt des kleinen Glases. Wie ein Feuerstrom war es ihr durch die Kehle geronnen, sie fühlte, wie ihr Blut sich langsam zu erhitzen begann, pochend, glühend jagte es ihr zum Herzen und wieder zurück.

„So, nun haben Sie doch wieder eine Spur von Farbe, und nun kommen Sie und du, mein Junge, es ist längst angerichtet!“ Die alte Dame lehnte sich fröhlich auf den Arm des jungen Mädchens, während der Herr des Hauses langsam folgte.

Dröben in ihrem Stübchen las Lotte noch einmal der Mutter glückstrahlenden Brief aufmerksam durch, und nun erst fand sie die Randbemerkung an der letzten Seite:

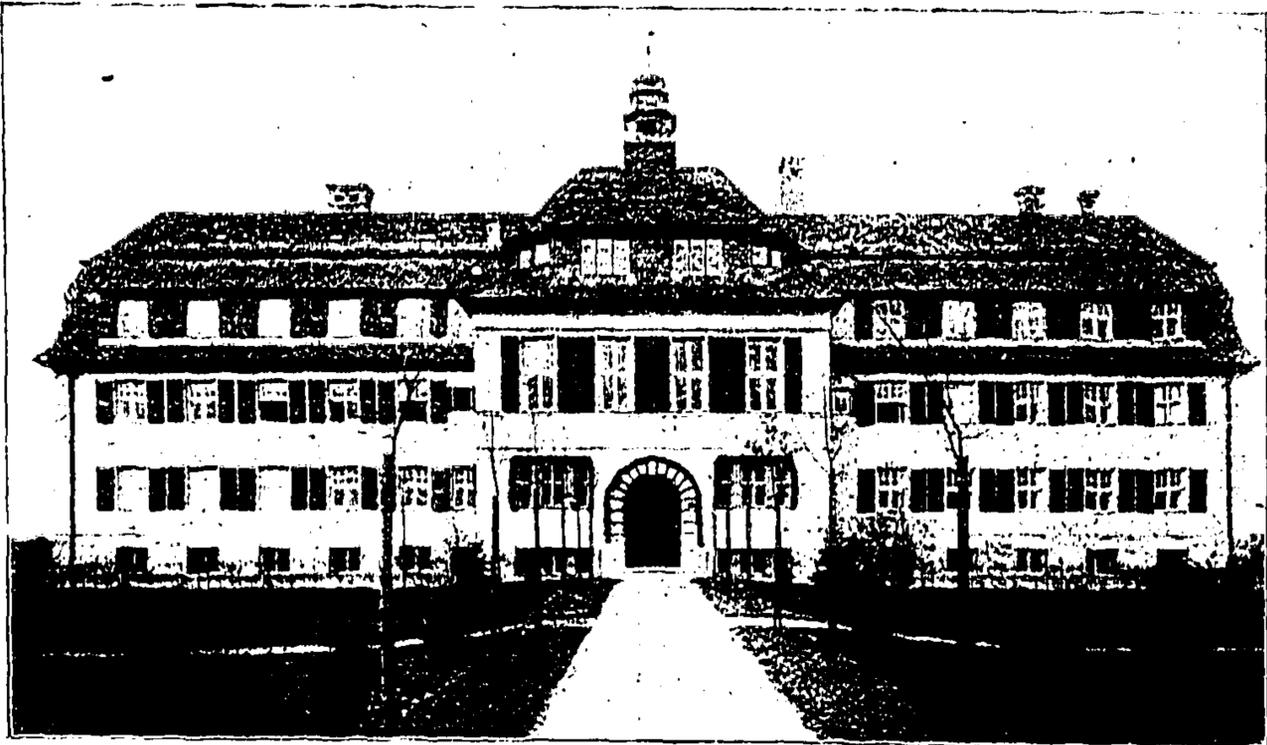
„Allzu lange aber darfst Du uns nicht mehr fern bleiben, liebes Kind, da Grabowsky noch vor dem Herbst Hochzeit halten will!“

Sie stand noch immer regungslos an dem kleinen Tisch, die Hand zur Faust geballt und wider die Stirn gepreßt.

„Heimkommen? Jetzt?“ — Ihr Blick irrte durch das halbrunde Gemach, darin sie Herrin war, und dann tauchte das kleine, niedere Giebelstübchen daheim vor ihr auf, die enge, heiße Küche, in der Gessa gewalltet Tag für Tag. Wer sollte den leeren Platz dort ausfüllen, wer anders als sie, als Lotte?“

„Ich will nicht!“ schrie sie halblaut auf. Mit ungezügelter Hast riß sie das Fenster auf, neben dem sie stand, und bog sich weit hinaus. Über den mond hellen Garten flog ihr Blick, über die niedrigen Hütten der Arbeiter, den breiten Fahrweg hinab. Dort, wo hinter dem schmucken Kirchlein ein spitzes, hochgewölbtes Giebeldach hinter weitläufigen Lindenbäumen auftauchte, blieb ihr Auge haften, sehnsüchtig, strahlend!

(Fortsetzung folgt.)



Das mittelfränkische Blindenheim in Nürnberg. (Mit Text.)

der Hand, den Ruhm der Klitschigigen Seifen nach allen Zonen des Deutschen Reiches verkündete. — Nicht gerade in rosigter Laune verlieh er daher den Dopperlebensbener Bahnhof und schaute sich auf dem davor gelegenen Platz nach „Zumpes Hotel zur Sonne“ um, in dem ihm die Morgenröte einer schönen Zukunft ausgehen sollte.

Richtig, da drüben an der Ecke, das war es. Es nahm sich sogar mit seinen zwei Fronten recht reißend aus. Über der Tür aber strahlte eine mächtige, vielkantig geschiffene goldene Plekionne, die unter den Strahlen ihrer „natürlichen“ Schwester gar freundlich funkelt.

Diese Sonne mußte

Zippermann schon mal irgendwo gesehen haben! Schnell schlug er im Hauptbuch seines guten Gedächtnisses nach — und richtig, schon fiel es ihm ein: auch Dopperleben hatte er einst „auf der Tour“ berührt, und weiter entsam er sich, daß er hier in der „Sonne“ logiert hatte. Ebüt nachts war er angekommen, am an-

### Zippermanns Rechnung.

Humoreske von Hermann Buch.

(Nachdruck verboten.)



lois Zippermann war in den fünfundsiebzig Sommern seines Lebens, teils bewußt, teils unbewußt, dem ehelichen Glück sorgsam aus dem Wege gegangen. Das ewige Einerlei seines bürokratischen Daseins, in dem er sich vom kleinen Buchhalter bis zum Prokuristen der ehrenwerten Seifen-Engrossirma Klitschig & Co. empor-

schwang, hatte das so mit sich gebracht. Des Menschen Schicksal wird aber nicht immer allein im Himmel, sondern, wie in diesem Falle, auch noch von einer Erbtante beschlossen. Tante Aurelie also hatte beschlossen, Alois auf jeden Fall unter die Haube zu bringen, denn nur einen Ehemann und Familienvater war sie bereit, dereinst zu ihrem Universalerben einzusetzen.

Die würdige Dame hatte auch bereits unter den Jungfrauen des Landes die geeignete ausgewählt. Sie hieß Gustchen und war die liebliche Tochter des Hotelbesizers Zumpe, der einen der ersten Gasthöfe in Dopperleben (gegenüber dem Bahnhof) besaß.

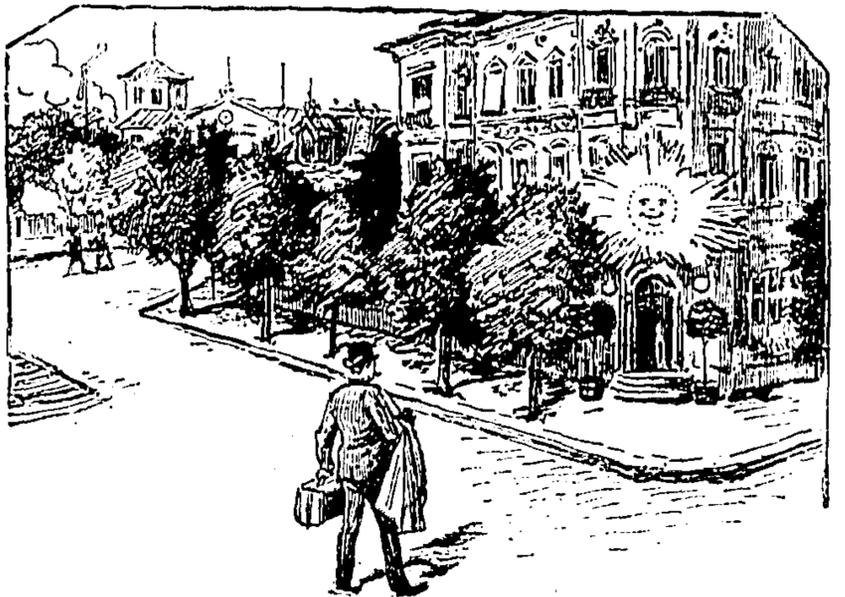
Einem Gewücht zufolge soll mit Anton Zumpe einst der einzige, leider nicht zu der Wirklichkeit gediehene Liebestraum Tante Aurelies verknüpft gewesen sein. So durfte dann wenig-



stens die folgende Generation eine Verquickung der Namen Zippermann und Zumpe erleben.

Alois' anfängliches Sträuben half nichts. Tante Aurelie war unerbittlich. Ihr Ultimatum hieß: „Heirate, oder ich enterb' dich!“

So willigte er dem schließlich ein, die Zukünftige sich wenigstens anzusehen. — Die Fahrt nach dem etwa dreißig Meilen von Berlin, wo Alois lebte, entfernten Dopperleben war das erste Opfer, das er der ehrefreundlichen Tante und ihrem Lieblingswünsche brachte. Am Reisen hatte er sich nämlich seit jener Zeit gründlich den Magen verdorben, da er, mit dem Mustertopfer in



dem Mittag wieder abgefahren. „Geschäft mehr als flau, deshalb nie wieder zurückgekehrt“, so hieß sein Fazit über Dopperleben.

Alle Einzelheiten seines Aufenthaltes wurden dem ehemaligen Kommissvohageur wieder lebendig, als er von Zimmer Nummer 11, zufällig demselben, in dem er damals wohnte, auf den Bahnhofplatz hinaus sah, als er dann unten ins Gastzimmer trat und der Kellner ihm ein ebenso hartes Beefsteak wie damals servierte.

Nur der Wirt war ein anderer. Herrn Zumpe, dem der neue Gast sich vorstellte, sah er zum erstenmal. Dem war Zimmer-

manns Ankunft bereits von Tante Aurelie angekündigt worden; mit übergroßer Liebeshwürdigkeit empfing er den willkommenen Gast, der (auch dies hatte die gute Tante verraten) nach seiner Verheiratung ihr Erbe wurde, jetzt aber auf Freiersfüßen ging.

Wald erschien auf der Bildfläche auch das bildhübsche Gustchen, das auf Alois den besten Eindruck machte.

Und richtig: Tante Aurelies Heiratsplan schien sich realisieren zu sollen. Papa Zumpe konnte schon am dritten Tage der guten Dame berichten, daß das Feuer der Liebe langsam aber sicher in den Herzen von Alois und Gustchen zu glimmen begann. Besonders



bei einem Ausflug, den Zumpes mit einigen Bekannten unternahm, hatten die beiden sich auffallend viel miteinander beschäftigt, sich im Wald etwas von der Gesellschaft abgesondert und am Abend bei der Heimfahrt ein sehr glückliches Wesen zur Schau getragen.

Gustchen beteuerte ihrem Vater, wie nett und reizend sie Moiss finde, und dieser hatte den Alten zweimal sogar scherzend „Schwiegerpapachen“ genannt. Zumpes ließ sich vergnügt die Kunde. Alles ging gut: er liegte einen ordentlichen, kaufmännisch gebildeten Menschen, Erben eines beträchtlichen Vermögens, zum Schwiegersohn, der seine Tochter glücklich machen und dereinst dem „Sotel zur Sonne“ den alten Glanz erhalten würde. Das war die Hauptsache.

Moiss Zippermann war aber nicht umsonst zwanzig Jahre ein klug und bedachtsam erwägender Kaufmann und — Junggeselle. Nur nicht vorschnell handeln. Gut Ding will Weile haben! — das war sein Grundsatz.

So nahm er sich denn vor, zunächst nach Berlin zurückzukehren, dort im gewohnten Gleise noch einmal gründlich mit sich zu Rate zu gehen und gleichzeitig zu beobachten, wie Gustchen sich in der Trennungszeit verhalten würde. Denn auch sie sollte

noch, daß der Herr auf Nummer 11 seine Rechnung wünsche, da er mit dem Vormittagszuge Oppersleben verlassen wolle.

Nachdem Zumpes den jähen Schreck überwunden, überlegte er sich die Sachlage. Er hatte seine geschäftlichen Grundsätze, und diese hießen: Das Glück beim Schopfe fassen, das Eisen schmieden, so lange es warm ist! — Deshalb kam er schnell zu dem Schluß: „Nur mit dem Verlobungsring darf Moiss bis auf weiteres die Stadt verlassen!“

Einen Schwiegersohn wie diesen durfte man um keinen Preis aus den Fingern lassen!

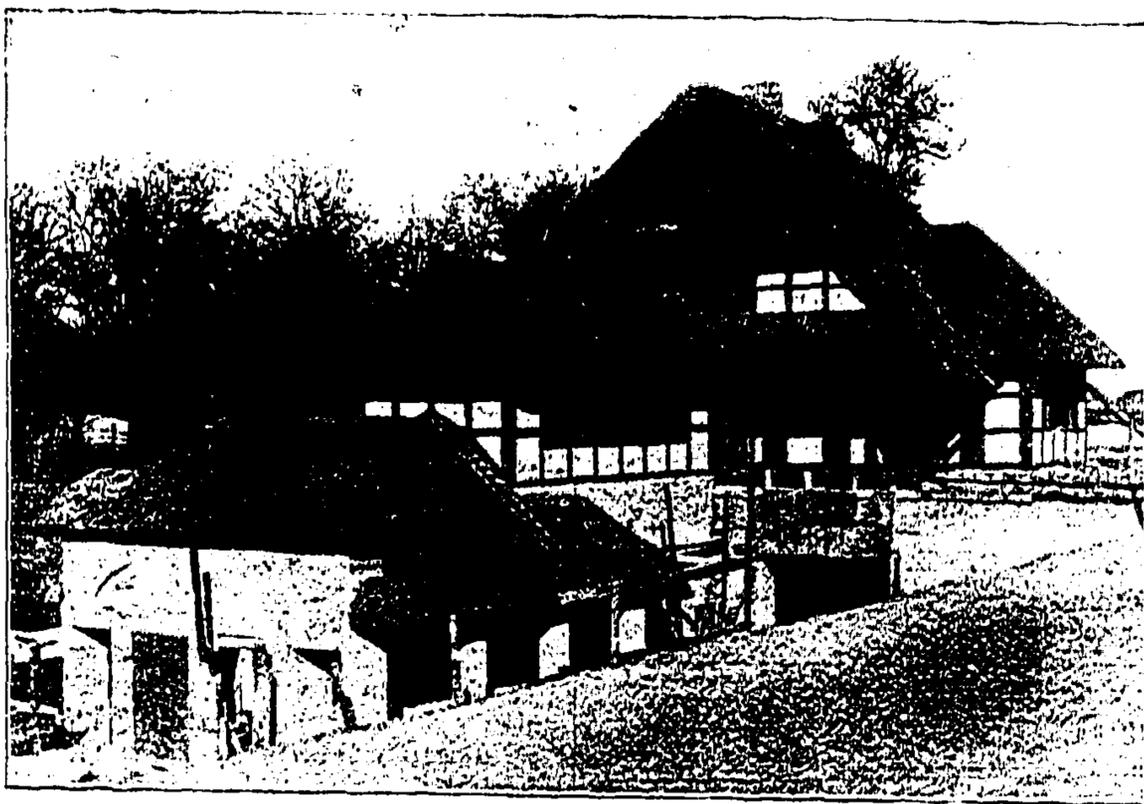
Zumpes Plan war gefaßt. Mit siegesbewusstem Schmunzeln eilte er in sein Kontor, schlug mehrere Bücher nach und fertigte die gewünschte Rechnung aus. Teufelisch blinzelte er, als er dem Oberkellner die Note

mit der Bemerkung übergab: „Für den Herrn auf Nummer 11!“

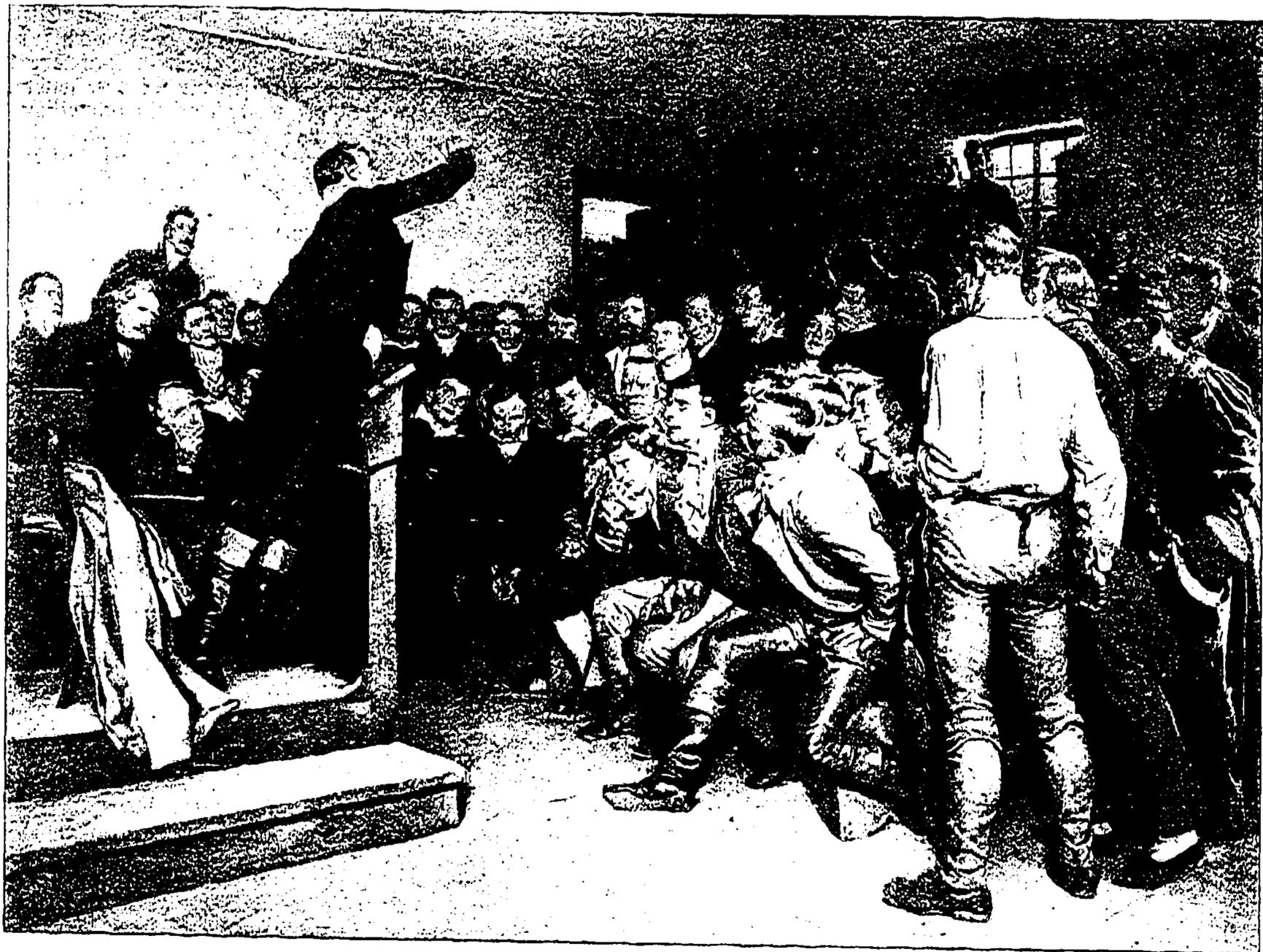
Moiss Zippermann hatte gerade seine Morgentoilette beendet und legte die letzten Effekten in den kleinen Handkoffer, als der Kellner eintrat und die gewünschte Rechnung brachte.

„Legen Sie sie nur dorthin; ich komme gleich hinunter!“

Er wollte Zumpes gegenüber eine plötzliche geschäftliche Abberufung vorschützen und, um sich allen Weiterungen zu ent-



Der Bauernbahnhof in Zahrensdorf. (Mit Text.)



Professor Steffens begeistert seine Zuhörer für den Freiheitskrieg 1813. Von Arthur Kampf. (Mit Text.)

Photographie im Verlag der Photographischen Union in München.

davon bewahrt bleiben, einen unüberlegten Schritt zu tun. — Wie die Explosion einer Dynamitbombe wirkte deshalb eines Abends Morgens auf Vater Zumpes die Meldung seines Oberkell-

ziehen, wenige Minuten vor Abgang des Vormittagszuges reisefertig vor Vater und Tochter unten erscheinen.

Gleichgültig fiel sein Blick auf die auf dem Tisch liegende

Rechnung. Im nächsten Augenblick aber hielt er das Blatt Papier in den immer heftiger zitternden Händen. Er fühlte, wie das eben glatt gekämmte Haar sich ihm auf dem Kopfe sträubte, seine Knie schwankten und er halb bewusstlos auf das Schriftstück starrte, auf dem folgendes zu lesen stand:

Opperleben, 3. August 1910.  
**Zumpes Hotel zur Sonne.**  
 Rechnung für Herrn Alois Zippermann aus Berlin.

An Logis: 29. Juni 1896 bis 3. August 1910	12 872	50
5149 Tage à 2.50 Mark.		
Summa	12 872	50

NB. Da Sie das innegehabte Zimmer bei Ihrem Besuch im Jahre 1896 nicht ordnungsmäßig kündigten, wurde dasselbe, laut Bestimmung, seit jener Zeit zu Ihrer geschätzten Verfügung gehalten.

Langsam nur kehrte ihm die Bestimmung zurück. Ja, es stimmte: er hatte damals sehr eilig diese Stadt verlassen und dabei die Vorschrift nicht berücksichtigt, die in allen Hotels bekanntgegeben wird und lautet:

Zimmer, die nicht bis 12 Uhr mittags gekündigt sind, bleiben den p. p. Inhabern weiter reserviert.

Dem guten Zippermann sagte sein kaufmännisches Rechtsgefühl, daß er zur Zahlung der 12 872,50 Mark verpflichtet sei.

Zeit blieb ihm nur noch ein Ausweg. Er wandte mit schlatternden Schritten die Treppe hinunter und trat bleich und verstört in das Hotelkontor, wo Zumppe ihn bereits in



der aufgeräumtesten Laune zu erwarten schien. Mit den Worten: „Mein lieber Herr Zippermann, ich weiß es, was Sie herführt: Sie lieben mein Gütchen und wollen um ihre Hand anhalten!“ hatte er dem blaffen Alois das unheimliche Rechnungsblatt aus der Hand genommen und in tausend kleine Stücke zerrissen. Zippermann fiel in diesem Augenblick eine Zentnerlast vom Herzen. Dann antwortete er gerührt: „Ja, Herr Zumppe, Sie haben es erraten!“

Während die beiden Männer sich herzlich die Hand drückten, erliefen Gutschens lächelnder Blondkopf in der Tür:

„Störe ich?“

„Im Gegenteil. Komm nur, mein Kind: Da, da hast du deinen Alois!“

„Mein Gütchen!“ flötete dieser und drückte das hübsche Kind fest in seine Arme.

Noch am selben Abend wurde in „Zumpes Hotel zur Sonne“ die Verlobung Zippermann kontra Zumppe gefeiert. Tante Aurelie aber kriegte ein Guldigungstelegramm.

### Feierstunden.

Nach langer Trennung hatten wir, meine Freundin Hanna und ich, uns wieder wie einst zu traulichem Plauderstündchen zusammengefunden. Hand ruhte in Hand mit festem Druck, und Auge schaute in Auge. Durch das offene Fenster drang die lichte Luft des Juniabends. Wir hatten gar vieles zu erzählen gehabt von dem, was wir während unserer Trennung durchlebt und durchlitten hatten. Nun blickte meine junge Freundin nachdenklich auf den goldenen Reif an ihrer linken Hand und sprach leise und zögernd:

„In einem halben Jahre werde auch ich Gattin sein wie du. Du bist nun schon acht Jahre verheiratet und, wie du sagst, so glücklich in deiner Ehe. Kannst du mir nicht raten, was ich tun muß, um auch in meiner Ehe den Grundstein zum Glück zu legen?“ Mit banger Frage in den lieben, ehrlichen Augen schaute sie zu mir auf. Als ich mit der Antwort zögerte, fuhr sie eifrig fort: „Ich habe schon so oft gehört, daß eine Ehe an Kleinigkeiten scheitert, z. B. häufig daran, daß eine Frau zu unwissend in die Ehe tritt. Ich will darum keine Gelegenheit veräumen, um mich gründlich vorzubereiten. Ich glaube, Waschen und Plätten und Kleinmachen habe ich gründlich bei Mama gelernt — du

weißt, sie war ein strenger Lehrmeister. Im kommenden halben Jahre will ich noch Schneiderin und Kochen lernen und auch einen Kursus in Kranken- und Säuglingspflege durchmachen. Mama hat mir das ernstlich ans Herz gelegt. Als Frau muß man wissen, sich in allen Lebenslagen zurechtzufinden.“

Ich strich meiner Freundin über das im Eifer gerötete Gesicht. „Dein Bräutigam kann sich freuen, er kriegt ein Brautmädchen zur Frau. Wenn eine alle Fähigkeiten hat, eine tüchtige Hausfrau zu werden, so bist du's, liebe Hanna. Aber kennst du nicht die alten Kindermärchen, in denen so oft ermahnt wird: Lerne das Beste nicht?“

Hanna sah mich betroffen an.

„Du darfst nicht nur Hausfrau sein, du wirst auch Gattin“, fuhr ich fort.

Hanna lächelte: „Hans und ich, wir haben uns doch schon da hoffe ich, mich in meine Pflichten als Gattin schon hineinzufinden.“

„Gewiß soll die Liebe die Grundlage in der Ehe sein, aber ich weiß doch manche Ehe, wo trotz echter Liebe auf beiden Seiten nicht das Glück zu Hause war, weil die Frau nicht die feine Lebenskunst verstand.“

„Lebenskunst?“

„Ja, die feine, schwere Kunst, die der Frau zufällt, das Leben schön und harmonisch zu gestalten. Hans war jahrelang mein Gefelle und weiß kaum noch, was Familienleben ist. Du kommst zwar aus einer geordneten Häuslichkeit, aber die veränderten Berufs- und Wohnverhältnisse werden es mit sich bringen, daß du nicht einfach alle Gewohnheiten des Elternhauses in dein neues Heim übertragen kannst. Dir fällt also die Pflicht zu, eurem Zusammenleben eine schöne und würdige Form zu verleihen, die Tageseinteilung zu regeln, der Arbeit und der Erholung ihre rechte Zeit zuzuteilen. An deine Hausfrauenpflichten wirst du mit gutem Können und ehrlichem Willen herangehen. Da wird es wohl kaum fehlen. Kleine Mißerfolge werden ja auch vorkommen, aber du müßtest nicht meine Hanna sein, wenn du darum den Kopf verlieren wolltest. Aber vergiß nicht, daß im letzten Grunde die ganze Summe der Hausfrauenarbeit nur die Schale vorstellt. Der wahre Kern in der Ehe ist doch das Zusammenleben zwischen den Gatten und zwischen Eltern und Kindern. Aber allem Kochen, Waschen, Plätten, Säubern darfst du das Beste nicht vergessen: deinem Manne ein Heim zu schaffen, und zwar nicht nur seinem Körper, sondern auch seiner Seele. Es ist nicht genug, daß er ein ordentliches Essen vorfindet und die Stuben vor Sauberkeit blitzen. Ein Mann verlangt, häufig wohl unbewußt, mehr. Wenn dein Mann nach Hause kommt, will er Feierabend haben, im tiefsten Sinne des Wortes. Der Werktag mit seiner Arbeit liegt hinter ihm. Kannst du es ihm verdenken, wenn er nun nicht in deinen Arbeitstagen hinein will? Freude, Friede, Schönheit will er zu Hause finden.“

„Ei, ei,“ unterbrach mich meine Freundin, „das finde ich recht egoistisch vom Manne. Er will nur das Resultat unserer Arbeit genießen und von der Arbeit selbst nichts merken. Da soll ich vielleicht auch, wenn mein Mann nach Hause kommt, extra für ihn ein Sonntagkleid anlegen?“

„In gewissem Sinne ja, mein liebes Herz“, fuhr ich ernst fort. „Alles Alltägliche, Kleinliche, Unschöne sollst du wenigstens in den Stunden eures ungestörten Beisammenseins vollständig abzustreifen versuchen. Es ist genug, daß der ganze Tag für ihn und für dich gedrängt voll war von Arbeit und Hast und Mühsal. Laß die letzten Stunden des Tages zu Feierstunden werden. Da sollst du nur für deinen Gatten da sein.“

Denke doch nicht, liebe Hanna, daß du bei dieser scheinbaren Selbstaufopferung zu kurz kämst. Das ist eben das Schöne in der Liebe, daß wir selbst um so glücklicher werden, je mehr wir das geliebte Wesen beglücken, wir werden um so reicher, je mehr wir von unserm Innern verschenken. Und es ist wirklich nur ein scheinbares Opfer, das du bringst. Ich weiß nicht, ob du die Erlangung solcher Feierstunden schon zu Hause kennen gelernt hast.“

Meine Freundin schüttelte den Kopf und seufzte. „Leider nein. Bei uns war es eine Folge der geschäftlichen Verhältnisse, daß wir aus der ewigen Hast und Unruhe gar nicht herauskamen. Oft genug habe ich mich nach Erholungsstunden gesehnt, wo ich ganz in Ruhe ein schönes Buch lesen oder mit einem meiner Lieben hätte plaudern können. Aber das galt bei uns zu Hause als Faulenzerei. Da hieß es denn gleich: „Hast du nicht wichtigeres zu tun? Hast du keine Strümpfe zu stopfen, oder nicht an deinen Sachen zu flicken?“ —

„Ja, siehst du, so bringen sich die Menschen selbst um das Schönste in ihrem Leben. Glaube mir, auch dir werde ich diese Feierstunden unendlich viel geben, du wirst neue Kraft finden für deine Werktagsarbeit, du wirst lernen, deinen Gatten zu machen von den scheinbaren Wichtigkeiten des Alltags. Wer immer nur in einem beschränkten Kreise arbeitet, der

die Gefahr ausgeht, alles aus seinem eigenen engen Gesichtskreise heraus zu beurteilen. Wenn du aber täglich aus den Niederungen für einen Augenblick hinaufsteigst auf die Berge und die weite, schöne Welt vor dir liegen siehst, dann wird dein Blick hell und weit. Diese Feiertage, mögen sie nun die Abende oder die Festtage ausfüllen, werden auch für dich das Beste in deiner Lage werden. Du wirst dich den ganzen Tag, die ganze Woche hindurch darauf freuen. In diesen Stunden werdet ihr beide, der Mann und du, ineinander hineinwachsen. In schweren Zeiten werden sie euch Mut und Hoffnung schenken, in Zeiten der Freude werden sie euren Blick noch heller leuchten machen.

Und noch eins, liebe Hanna: Wenn du einmal Mutter sein wirst, bereite auch deinen Kindern Feiertage der Seele. Erzähle ihnen Märchen, zeige ihnen Bilder, spiele mit ihnen, lies, wenn sie größer werden, mit ihnen zusammen schöne Bücher. Wenn du so ihre Kindheit harmonisch und glücklich zu gestalten weißt, dann gibst du ihnen einen Schatz fürs Leben mit. Die Sonne ihrer Kindheit wird einen freundlichen Schein auf ihren ganzen Lebensweg werfen. Sei deinem Mann und deinen Kindern „Sonnenschein“.

Gertrud Westphal.

## Die verschiedenen Formen der Blindheit.

Von Dr. Quastler. (Nachdruck verboten.)

Die Mannigfaltigkeit im Gebiete der Blindheit ist eine ziemlich große, namentlich dann, wenn man auch die Arten der Blindheit hinzurechnet, die sich nur auf ein Stück des Sehfeldes, einen Teil des Gebietes, das im Bereich unseres Sehvermögens liegt, erstreckt. Manche „blinden“ Insassen einer Blindenanstalt vermögen noch ganz gut zwischen hell und dunkel zu unterscheiden, wenn sie auch nicht imstande sind, die einzelnen Gegenstände zu erkennen. Diese Form der Blindheit ist bald angeboren, bald im Laufe des Lebens, oft schon in frühesten Jugend, erworben. Sie beruht auf irgendwelchen krankhaften Veränderungen des Sehapparates, auf Störungen in der Entwicklung eines seiner Teile, manchmal sogar auf dem vollständigen Fehlen eines solchen, manchmal auch bloß in einer Verletzung eines dieser Teile. Es muß eine Trübung der Linse, die das Licht auf seinem Wege zur Netzhaut passiert, jene Blindheit hervor, die wir mit dem Namen der Krankheit als „graues Star“ bezeichnen.

Nun ist aber das Sehvermögen nicht nur an die Intaktheit des Auges, sondern auch an die der Verbindung zwischen Auge und Gehirn, die der Sehnerv besorgt, und endlich an die Intaktheit jener Partie des Gehirns gebunden, in die der verbindende Nerv mündet. Während nun eine Verletzung des Auges nicht notwendig zu totaler Erblindung führt, tritt die letztere bei Verletzungen des Sehnervs oder der betreffenden Hirnstelle immer ein. Es geschieht dies aber auch schon dann, wenn der Nerv seine Leitungsfähigkeit einstellt, wenn er von dem Lichte, das die Netzhaut in Empfang nimmt, nicht mehr dem Gehirn Kunde gibt. Wir sprechen in diesem Falle von einer Atrophie des Nerven. Eine solche Blindheit kann aber auch als Begleitererscheinung vieler anderer Krankheiten, namentlich solcher, die durch Vergiftungen hervorgerufen sind, sich einstellen. Untersucht der Arzt in einem dieser Fälle das blinde Auge, so findet er nicht das geringste andere Zeichen von Blindheit, und auch die Untersuchung des Sehnervs und des Gehirns eines verstorbenen Blinden dieser Kategorie ergibt oft nicht den geringsten Anhaltspunkt für die vorhandene geistige Blindheit. Bei einer Nervenkrankheit, der Hysterie, stellt sich oft plötzlich und unverhofft totale Blindheit ein, der ebenfalls keinerlei Veränderung in Auge, Nerv und Hirn parallel geht. Diese Blindheit hält aber nicht an, sondern verschwindet nach kürzerer oder längerer Zeit wieder, wie sie gekommen.

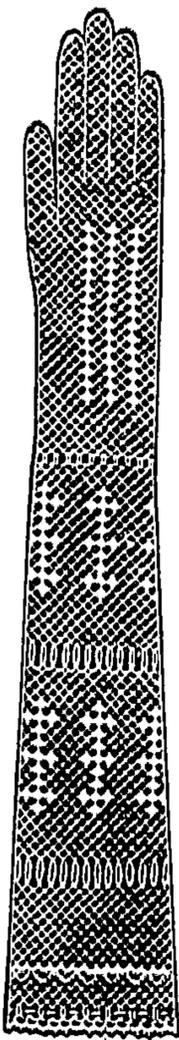
Unsere Netzhaut ist ein Organ von verhältnismäßig großer Ausdehnung. Dadurch ist es möglich, daß wir auch größere Gegenstände oder mehrere kleine auf einmal zu gleicher Zeit wahrnehmen. Nun kann es geschehen, daß ein eng umgrenzter Teil der Netzhaut erblindet, während die andern sehend bleiben. So entsteht eine bloß teilweise Blindheit, die allerdings meist von einer Schwäche der anderen Netzhautteile begleitet ist. Eine solche teilweise Blindheit ist auch in denjenigen Fällen gestörten Sehvermögens vorhanden, die sich in einem Nebel-Erscheinung aller Gegenstände äußert. Bei Alkoholikern und starken Rauchern ist diese Viertel- oder Halbblindheit — der Arzt nennt sie „Amblyopie“ — nicht gar selten. — Interessant ist es, daß jeder Mensch eine blinde Stelle in jedem seiner Augen hat, ohne jemals diesen Defekt zu merken. Es ist dies die Stelle, an der der Nerv ins Auge eintritt, wobei er die Netzhaut durchbricht. Daß uns dieser blinde Fleck beim Sehen niemals stört, zeigt deutlich, wie sich der Mensch an angeborene Mängel gewöhnen kann.

Neben den erwähnten Formen der Blindheit gibt es noch andere, die wesentlich anderen Charakter tragen. So eine Farben-

blindheit, die nur in dem Fehlen der Wahrnehmung gewisser oder aller Farben besteht, dann eine sogenannte „Seelenblindheit“, bei der die Dinge ganz gut gesehen werden, jedoch nicht erkannt und benannt werden.

## Fürs Haus

### Gehäkelter Handschuh.



Die gehäkelten Handschuhe erfreuen sich in der Sommermode großer Beliebtheit. Sie haben den Vorzug, sehr haltbar zu sein und sich unschwer ausbessern zu lassen. Je feiner das Garn ist, das man dazu verwendet, um so hübscher fallen sie aus. Unser Handschuh ist aus einem Baumwollgarn Nr. 60 gehäkelt, und zwar beginnt die Arbeit im Handgelenk auf einem Aufschlag von 120 Luftmaschen, die zum Ring geschlossen wurden. 2. Tour: einmal aufschlagen, 2 Stäbchen, 2 Luftmaschen, unten 2 Maschen liegen lassen. 3. Tour: 5 Luftmaschen, ein festes Stäbchen in die unteren Luftmaschen. Dies viermal wiederholen. Bei der 5. Tour beginnen die Naupen auf der Hand: einmal aufschlagen, 3 Stäbchen in die feste Masche und ein festes Stäbchen in die nächsten 3 Luftmaschen. Dies wiederholt sich dreimal. Darüber 5 Luftmaschen, dann wieder die eben beschriebenen Naupen, bis deren 15 entstanden. Bei der 9. Tour läßt man die Öffnung für den Daumen und geht hinterrück. Über den Naupen häkelt man nun zweimal 5 Luftmaschen herum und teilt dann den Raum für die 4 Finger ein. Diese werden einzeln in der erforderlichen Länge ausgehäkelt mit dem Daumen. Wenn so die Finger fertig geworden sind, beginnt man wieder im Handgelenk und häkelt die Armlänge aufwärts folgendermaßen: viermal herum 5 Luftmaschen und feste Stäbchen wie zu Beginn, darauf fünfmal 5 Luftmaschen und in die sechste 3 einmal aufgeschlagene Stäbchen, eine glatte Tour darüber, dann dreimal 5 Luftmaschen und feste Stäbchen, dreimal 3 aufgeschlagene Stäbchen und wieder eine glatte Tour. Nun folgt die erste Tour zweimal darauf wie die zweite Tour. Wieder dreimal glatt darüber, dann 5 Luftmaschen, zweimal 2 aufgeschlagene Stäbchen zusammengezogen, dann 3 Touren wie im Anfang und zwar in der Länge, wie man den Handschuh wünscht. — Als Abschluß wird eine Tour Stäbchen gehäkelt, durch die ein Gummibandchen gezogen wird, und daran ein schmales Bändchen.

## Mein Schicksal bist Du.

Mein Schicksal bist du —  
Ich muß es dir sagen,  
Nicht länger mehr kann ich's im Herzen tragen,  
Schon wissen's die Blumen, die Vögelein,  
Schon weiß es der Lenz und der Sonnenschein.

Mein Schicksal bist du —  
Erst wollt' ich's nicht glauben,  
Doch als dich die Welt mir, die böse, wollt' rauben,  
Da wurd' es mit zwingender Macht mir bewußt,  
Da spürt' ich's im Herzen mit wonniger Lust.

Mein Schicksal bist du —  
Durch sonnige Fernen  
Geleitest du mich, hinauf zu den Sternen,  
Wo die Sehnsucht schlummert in holdester Ruh'  
Und die Liebe gebietet — mein Schicksal bist du!

F. M. Surda.

## Unsere Bilder

**Neue Kirche in Stuttgart-Gaisburg.** Auf einem landschaftlich hervorragenden Punkt Groß-Stuttgarts, auf dem sogenannten „Schloßberg“ in Gaisburg, geht eine neue Kirche ihrer Vollendung entgegen. Es ist ein höchst interessanter Bau. Der Entwurf stammt von Architekt Schäfer in Stuttgart. Die Fundamentierung der Kirche bot große Schwierigkeiten, da der Fels dort ziemlich tief liegt. Die Kirche ist auch insofern merkwürdig, als sie innen oval gebaut ist, auch die Decke ist oval gewölbt, die einzige dieser Art in Württemberg.

**Das mittelfränkische Blindenheim in Nürnberg.** Eine Wohltätigkeitsanstalt, die den Bedauernswertesten der Bedauernswerten ein Heim bieten will, ist das vorstehend wiedergegebene Blindenheim in Nürnberg. Es ist bestimmt nur zur Aufnahme solcher, jeder Beschäftigung unzugänglicher Blinden jeden Alters und Geschlechts. Zu seinem Inneren wie Äußeren präsentiert es sich als musterträgliches Versorgungshaus, das seine Entstehung dem Wohltätigkeits- und Gemeinnutz edler Menschenfreunde verdankt. Seit einer Reihe von Jahren schon bestand in Nürnberg ein Verein unter dem Ehrenvorsitz des kgl. Regierungspräsidenten von Mittelfranken, Dr. Ritter von Maul, der es sich zur Aufgabe gemacht, dieses Heim zu erstellen. Unablässig hat sich der Vorsitzende dieses Vereins, Herr Großhändler Emil Hopf, bemüht, die Mittel für den Bau zusammenzubringen;

den Grundstock dazu hatte schon der Vater des Genannten, der verstorbene Kommerzienrat Joseph Hopf, durch eine namhafte Stiftung gelegt, doch bedurfte es noch erheblicher Zuwendungen. Der Bau wurde schließlich ermöglicht durch einen Beitrag des Staates und der Stadtgemeinde Nürnberg, sowie durch von Privaten bereitgestellte Gelder.

**Der Bauernbahnhof in Dahlem-Dorf.** Der kürzlich fertiggestellte Bahnhof der Schnellbahn in Dahlem ist vollständig dem Dorfscharakter angepaßt, damit der einheitliche Bau der Gebäude in Dahlem gewahrt wird. Die Dächer der Bahnhofsgelände sind mit Schindeln gedeckt.



Gut bedient.

Stellnerin (schwippsch): „Na, Dicker, was bekommen wir denn?“  
Gast: „Ach ein Krügel Bier und Sie a rechte Wasichen, wenn Sie mit mir nicht artiger sind!“

halt gewechselt, in Freiberg, Kopenhagen und Halle gelebt und gelehrt hatte, kam er 1811 als Universitätsprofessor nach Breslau. Und hier stand er, als die Erhebung Preußens vom Osten her begann, und Breslau dann geradezu der Mittelpunkt der nationalen Bewegung wurde, bald an der Spitze aller auf die Befreiung Preußens und Deutschlands gerichteten Bestrebungen. Sein Hörsaal wurde der Sammelpunkt der Patrioten, jung und alt, gelehrt und ungelehrt, strömten sie herzu, wenn er in begeisterten Worten zur Abschüttung des französischen Jochs aufrief. Das ist der packende Moment, in dem uns Meister Kampff den salzigen Redner inmitten seiner gespannt und aufgeregten Zuhörerschaft verewigt. Aber Professor Steffens, der damals Bierzigjährige, begnügte sich nicht allein damit, in Reden und Vorträgen für das Befreiungswort zu werben, sondern er trat auch selbst in die Reihen der Freiwilligen, machte den Krieg gegen Frankreich bis zur ersten Einnahme von Paris mit und erwarb sich das eiserne Kreuz. Den Zeitgenossen und Nachfahren aber hat er jene große Zeit, wie er sie selbst gesehen und gelebt, in einer umfangreichen Biographie von zehn Bänden unter dem Titel „Was ich erlebte“ geschildert. Professor Steffens hat sich ja auch sonst als deutscher Schriftsteller vielfach betätigt. Er folgte 1831 einem Rufe nach Berlin, wo er am 13. Februar 1815 gestorben ist.

**Professor Steffens begeistert seine Zuhörer für den Freiheitskrieg 1813.**

Von den Gemälden Arthur Kampf's, des gegenwärtigen Präsidenten der Königl. Akademie der Künste in Berlin, in denen er Vorgänge aus der großen Zeit der Freiheitskriege darstellt, ist vielleicht, was meisterhafte Charakterisierung der einzelnen Typen und zugleich lebendige Gruppierung des Ganzen betrifft, das Bild „Rede Professor Steffens zugunsten der Volkserhebung 1813“ das bedeutendste. Es entstand 1891 und ist eine der schönsten Tierden des Breslauer Museums. Professor Steffens ist eine der markantesten Erscheinungen aus den Tagen der Freiheitskriege. Norweger von Geburt, — er war 1773 zu Stavanger geboren — widmete er sich erst in Kopenhagen naturwissenschaftlichen Studien und ließ sich dann in Kiel als Dozent nieder, um aber schon ein Jahr darauf, 1797, nach Jena zu gehen, wo er Schüler des damals in Jena lehrenden Philosophen Schelling wurde. Nachdem er noch einige Male seinen Aufenthalt gewechselt, in Freiberg, Kopenhagen und Halle gelebt und gelehrt hatte, kam er 1811 als Universitätsprofessor nach Breslau. Und hier stand er, als die Erhebung Preußens vom Osten her begann, und Breslau dann geradezu der Mittelpunkt der nationalen Bewegung wurde, bald an der Spitze aller auf die Befreiung Preußens und Deutschlands gerichteten Bestrebungen. Sein Hörsaal wurde der Sammelpunkt der Patrioten, jung und alt, gelehrt und ungelehrt, strömten sie herzu, wenn er in begeisterten Worten zur Abschüttung des französischen Jochs aufrief. Das ist der packende Moment, in dem uns Meister Kampff den salzigen Redner inmitten seiner gespannt und aufgeregten Zuhörerschaft verewigt. Aber Professor Steffens, der damals Bierzigjährige, begnügte sich nicht allein damit, in Reden und Vorträgen für das Befreiungswort zu werben, sondern er trat auch selbst in die Reihen der Freiwilligen, machte den Krieg gegen Frankreich bis zur ersten Einnahme von Paris mit und erwarb sich das eiserne Kreuz. Den Zeitgenossen und Nachfahren aber hat er jene große Zeit, wie er sie selbst gesehen und gelebt, in einer umfangreichen Biographie von zehn Bänden unter dem Titel „Was ich erlebte“ geschildert. Professor Steffens hat sich ja auch sonst als deutscher Schriftsteller vielfach betätigt. Er folgte 1831 einem Rufe nach Berlin, wo er am 13. Februar 1815 gestorben ist.

Stroh puppe. Nun wird ein Esel herbeigeführt, mit einem weissen Loden bedeckt und die Strohpuppe darauf gesetzt. Ein Mädchen führt dann den Esel am Zügel, während zwei Männer nebenhergehen und die Puppe festhalten. Der Esel wird langsam an den Fluß geführt, und die Leute folgen ihm in Reih' und Glied nach. Dabei lassen sie einen Wittgesang erklingen. Am Fluß angekommen, nehmen die Mädchen die Strohpuppe und legen sie in das Floß, in das auch das gesammelte Stroh gelegt wird. Dieses wird angezündet und das Floß schwimmt brennend den Fluß hinab. Darnach treiben die Mädchen den Esel in den Fluß, und die ganze Gesellschaft sorgt dafür, daß er weit hinein muß und nur an dem jenseitigen Ufer hinaus kann. Hier schreit er dann gewöhnlich. Das „Ja“ aber gilt als gutes Zeichen. Jeder hofft nun, daß der Regen nicht mehr lange ausbleiben wird. W.

**Gemeinnütziges**

Werden bei zu ebenem Boden die Wurzeln der gepflanzten Bäume etwas bloßgehüllt, so genügt das Anwerfen einiger Schaufeln voll Erde. Auch etwas verrotteter Dünger könnte um die Pflanzstelle gebreitet werden.

Die einfachste Art der Vermehrung von Brombeeren ist die Verwendung von Wurzelstücken, die man den alten Stöcken wegnimmt. Diese Vermehrung geschieht im Frühjahr.

Über den Gebrauch des doppelkohlensauren Natrons, welches leider von vielen Leuten für ein sehr unschuldiges Hausmittel gehalten wird, mit dem sie die meisten Speisen versehen und das sie einnehmen, wenn sich die geringste Magenbeschwerde bemerkbar macht, sagt Hager in seinem berühmten Handbuche der pharmazeutischen Praxis: „Dieses Mittel findet gegen verschiedene innerliche Krankheiten Anwendung in Gaben von 1,5 bis 2,5 Gramm, zwei bis fünfmal den Tag gegen Zunderharndruht, Blasenkatarrh, chronischen Luftröhrenkatarrh, Magenschwäche, Sicht, Gallensteine, Rheumatismus usw. Da die Erfahrung ergeben hat, daß ein starker und übermäßiger Gebrauch des doppelkohlensauren Natrons alle diese Krankheiten hervorrufen kann und daß die Natronessig zu diesen Krankheiten disponieren, so liegt es nahe, stets den kleineren Gaben den Vorzug zu geben. Ein zu starker Gebrauch des doppelkohlensauren Natrons kann nur zu leicht zu einer chronischen Vergiftung führen, denn derselbe disponiert den Natriophagen zu Blasenleiden aller Art, oder er bewirkt Schwäche, Hinfälligkeit oder ein langsames Sinken. Da sich diese Leiden nicht alsbald einfänden, sondern gewöhnlich erst nach vielen Monaten und Jahren, und dann bei dem geringsten Diätfehler hervortreten, so hat man bisher das Schädliche des starken Natriumbicarbonat-Gebrauches nicht hinreichend erkannt. In einem Falle nahm ein alter Arzt täglich fünf, sechs Gramm, um die Verdauung zu unterstützen. Ein Jahr später klagte er schon über ein Blasenleiden, welches ein schwacher Blasenkatarrh war. Dieser trat nach einer geringen Erhaltung in dem Maße hervor, daß der Kranke seinem Leiden erlag. Der leidende Zustand hat sich seit zwei Jahre hingezogen und war durch den Gebrauch des Natronsalzes nicht nur unterhalten, sondern vermehrt worden.“

**Auflösung.**

1	2	3	4	5	6	7	8	9
5	3	4	7	6	9	8	2	1
2	7	5	8	1	4	3	9	6
3	4	7	9	8	5	6	1	2
6	9	8	2	7	3	1	4	5
8	6	9	1	4	2	5	7	3
9	1	6	3	2	8	4	5	7
7	8	2	5	3	1	9	6	4
4	5	1	6	9	7	2	3	8

**Logogriff.**

Zum Schutze diene ich mit d,  
Mit 7 zeigt mich der Woch, der See,  
Ich siel bereinst am Eisestrand,  
Mit 1 im Kampf fürs Vaterland.  
Julius Fald.

**Somonym.**

Im Zimmer häng' ich an der Wand,  
Werd' ich in andern Sinn genannt,  
Dann ist's dein Auge freu und klar,  
Im See und Meer nimmst du es wahr.  
Julius Fald.

**Quadraträfel.**

A	A	A	A
A	A	B	M
M	N	N	N
N	T	U	U

**Witberräfel.**



Die Buchstaben in vorstehendem Quadrat sind so zu ordnen, daß in den entsprechenden senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautende Wörter entziehen.

Die Wörter bezeichnen:  
1) Eine Pflanze. 2) Einen Vornamen. 3) Eine Stadt in Westfalen. 4) Einen Seemann.  
Julius Fald.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

**Auflösungen aus voriger Nummer:**

Des Logogriffs: Horn, Horn, Dorn, Horn, Horn. — Des Somonyms: (Horn)

Alle Rechte vorbehalten.

Nach Deutschland und den deutschen Schutzgebieten: